

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 69 (1995)

Artikel: Aus dem Kastenfuss eines alt Lehrers
Autor: Wey, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Kastenfuß eines alt Lehrers

Noch heute, nach so vielen Jahrzehnten, bleibt in meinen Erinnerungen etwas haften von jenem Kampfergeruch aus dem Kastenfuß des großen Spiegelschranks in unserem «Spielzimmer». Wohl respektierten mein Bruder und ich Mutters strenge Weisung, die Kastentüre nicht zu öffnen, auch wenn es uns zuweilen allzusehr gelüstete, in Vaters Militäreffekten zu wühlen. Wir wußten zu gut, daß die gefräßigen Kleidermotten, einmal durch die Spiegeltüröffnung eingedrungen, an den feldgrauen Uniformstücken und am «Haaraff» (dem Feldtornister) kaum wiedergutmachendes Unheil anrichten konnten. In jenen heißen Sommertagen bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unterzog unsere Mutter im Garten bei der Teppichstange alle diese wohlbehüteten Ausrüstungsgegenstände einer eingehenden Prüfung und entfernte die ihren eigenen scharfen Duft ausströmenden Kampferkugeln aus den Taschen des Waffenrocks und des Kaputs sowie aus den Innenteilen des «Haaraffs».

Wenn ich im folgenden versuche, im «Kastenfuß des Erinnerungsschranks» eines alt Schulmeisters zu gründeln, geht es nicht darum, Mottenkugeln zu entfernen und diese durch neue zu ersetzen. Es liegt mir auch fern, an der heutigen Schule in irgendeiner Weise Kritik zu üben und meine über vier Jahrzehnte dauernde Amtszeit im aargauischen Schuldienst als die «gute alte Zeit» darstellen zu wollen. Ich möchte der Leserschaft bloß einige Episoden aus

den Schuljahren im benachbarten Rohr (1951–1956) und im Gönhardschulhaus in Aarau (1956–1992) zu Gemüte führen. Ich halte mich dabei auch nicht an eine chronologische Reihenfolge.

Von Maikäfern und einem neuen Juraberg

«Habt ihr sie mitgebracht, die großen Brummer?» fragte ich gleich nach dem Morgenlied die Drittklässler. Beinahe auf jedem Schülerpult stand eine durchlöchernte Kartonschachtel oder eine Ovomaltinebüchse. Für den Notfall hatte ich selber in der Morgenfrühe vor dem Frühstück oben am Bahndamm ein paar Jungbuchen von der zappelnden Last befreit. «Da scheint es also nicht nötig zu sein, daß ich euch von meinem Notvorrat austeile», stellte ich zufrieden fest. Nachdem in den vergangenen Tagen von den Mädchen und Buben lebhaft erzählt worden war über das Aussehen der Maikäfer, über die Entwicklung vom Ei über den so schädlichen Engerling bis hin zum ausgewachsenen, flugtüchtigen Käfer, sollte heute am lebenden Objekt der Vorgang vor dem eigentlichen Fliegen studiert werden: Der Moment also, da der Maikäfer Luft pumpt, indem er in regelmäßigen Zeitabständen seinen Kopf mit den großen Fühlern vorstreckt und gleich wieder zurückzieht, um dadurch Luft in den schweren Körper zu



schöpfen, damit während des Fluges der Schwerkraft entgegengewirkt werden kann. Bei den Drittkläßlern sollte es nach den hübschen Erzählungen von eigenen Erlebnissen nicht um «verdünnte Wissenschaft» über Gesetze der Aviatik gehen – nein, die Kinder sollten vielmehr lernen, eigene Beobachtungen zu beschreiben. Die Aufgabe lautete also schlicht und einfach: «Setzt eure Käfer auf ein Laubblatt und beobachtet, was darauf passiert! Wer etwas Interessantes feststellt, darf seine Beobachtung den andern laut mitteilen, ohne dabei die Hand hochzustrecken.»

Nun starrten die vielen Augenpaare meiner Schülerschar gebannt auf die Krabbelware. Hin und wieder wurde die Stille durch eine Bemerkung unterbrochen: «Meiner hebt das linke Vorderbein und fährt mit der Kralle über den Fühler. – Unser Käfer ist ein Weibchen, die Fächer am Fühler sind viel enger als bei den Männchen» ... und so fort. Ich hatte Freude an dieser naturkundlichen Plauderei. Und dann plötzlich – ich glaubte schon, der Moment sei gekommen, da ein solcher Sechsbener die Vorbereitungen zum Wegflug traf: Leni, das blonde Bau-

ernmädchen aus dem Schachen, machte sich lauthals Luft und konnte seinen Lachkrampf nicht mehr unterdrücken: «Myne het scho drümol gschisse, ganz chlyni Bölleli!» Und danach hallte es von den vier grauen Wänden – ein befreiendes helles Kinderlachen, und ich ließ mich davon anstecken, auch wenn uns die dreifach verordnete Notdurft des Maikäfers dem erwarteten Naturereignis keinen Schritt nähergebracht hatte!

Den Sand hatte ich mit den Fünftkläblern an der Aare bei der Bibersteiner Brücke mit einem Leiterwagen geholt. Nun lag er, einen eigenen Geruch nach Fisch, Algen und verfaultem Schilfrohr im Schulzimmer ausbreitend, in der vom Abwart gezimmerten und mit Zinnblech ausgekleideten Holzkiste. Vom Fenster aus hatten wir versucht, anhand der neuen Aargauer Schülerkarte in Kleingruppen die Berge der 1. Jurakette zu bestimmen. Die Sicht reichte vom Anschluß der Vorkette im Solothurnischen bis zum Kestenbergr. Die 2. Kette war weitgehend verdeckt durch den naheliegenden Küttiger Homberg und die Gisliflüh. In Schichtarbeit sollte ein Relief der beiden wichtigen Kettenhügelzüge entstehen, das heißt jede Gruppe durfte einen oder zwei Berge in verkleinertem Maßstab im feuchten Sand nachformen. Der jeweilige Wechsel sollte fließend erfolgen.

Nun ja, ich staunte über die schöpferischen

Kräfte, die in den kleinen Geografen steckten. Nicht einmal das Signal über dem Triangulationspunkt der Gisliflüh wurde vergessen! Und dann eben – Tücke des Materials – am Schluß, nach der Lägern, blieb im Osten noch ein Sandrest übrig, der verflixte «vörige Sand», wie ich immer betonte, wenn wir bei der Benennung der Juraberge der zweiten Faltenkette bei der Lägern angelangt waren.

Schicksal – aber ich hätte es ja wissen müssen, daß nicht alle Kinder diesen «vörigen» Sand abstrahieren konnten. Und prompt schnatterte Päuli mit dem Nachzeigestöcklein in der Hand die Berge der zweiten Jurakette her: «Geißflüh – Wasserflüh – Asper Strihen – Strihen – Hard – Auf Würz – Zeiher Homberg – Grund – Linnberg – Wülpelsberg – Eitenberg – Lägern ... und der vörige Sand.» Tatsächlich, er war nicht der einzige, der diesen Sandrest für einen vollwertigen Juraberg mit Höhenkurven, Gratweg und allem Drum und Dran hielt.

In einer der nächsten Stunden ließ ich zur Erfolgskontrolle die Berge in umgekehrter Richtung, also von Ost nach West, aufschreiben und mußte mir für mein didaktisches Fehlverhalten im stillen Kämmerlein die Haare raufen, als ich nebst Päulis Arbeit noch dreimal bei anderen «das Übel» zu lesen bekam: «Vörig Sand – Lägern – Eiteberg ...»

Der Liebesbrief

Ein stark aufkommender Westwind schlug dicke Regentropfen gegen die Fensterscheiben. Durch die schnellen, manchmal wieder zögernden Rinnsale, die sich mit neugebildeten vereinigten, um dann um so rascher dem Fenstersims zuzustreben, sah man die Linden auf dem Pausenplatz nur noch als verzerrte Bilder. In der dämmerig gewordenen Schulstube kamen sich die über fünfzig Mädchen und Knaben bei dem draußen tobenden Sturm wie Engel im Paradies vor. – Und doch war es bloß eine Rechenstunde! Unvermittelt klaubte einer dieser braven Engel in Manchester-Knickerbocker einen Bleistift aus der Grif-felschachtel, um sorgfältig etwas auf einen Papierwisch zu schreiben. All dies geschah mit solcher Selbstverständlichkeit, daß man hätte meinen können, es werde ein Rechenresultat notiert. Als nach einer Weile die Klasse die Lesebücher aufgeschlagen hatte, schrieb der Junge immer noch. «Bring deinen Zettel nach vorn!» unterbrach ich den kleinen Gemeindegemeinschreiber. Etwas scheu legte er das Blatt auf das Pult und drückte sich wieder in die Schulbank. Von Lehrerhänden zerrissen, fand das Schriftstück den Weg in den Papierkorb.

Am darauffolgenden Tag ertappte ich denselben Knaben wieder eifrig schreibend während einer Singstunde. Komponiert er wohl? fragte ich mich. Doch nein, singen

konnte er ja kaum die Tonleiter! In einem echten Schulmeisterton, selbst wenn ich das Lachen krampfhaft unterdrücken mußte, befahl ich dem Schreiber abermals: «Bring deinen Zettel nach vorn!» Mutiger als gestern kam er meiner Aufforderung nach, legte das Papier auf den Lehrertisch und verkroch sich an seinen Platz. Ich war keineswegs erstaunt, daß wieder dieselben Worte zu lesen waren: «Anfrage an Fräulein Klara Zehnder, ja oder nein?» Darunter in ungelenker Schrift der Name unseres Engels in Manchesterhose. Ich mußte das Spiel nun doch unterbrechen, nahm den Buben vor die Türe in den Flur hinaus und ließ die andern ein Lied singen: «Freut euch des Lebens...» Etwas unbeholfen erkundigte ich mich: «Macht ihr eine Abstimmung in der Klasse wie seinerzeit vor der Examenreise, als ihr die Reisekommission wählen durftet?» Verlegen schüttelte der Bub den Kopf und dachte sich wohl: Der ist aber schwer von Begriff, war wohl noch nie verliebt! – «Was soll denn deine Frage: ja oder nein?» forschte ich weiter. Eine Weile blieb es still im Schulhausgang; wir beide atmeten bloß den bekannten säuerlich-scharfen Geruch ein, der wohl allen älteren Schulhäusern eigen ist. Schließlich stammelte der Kleine mit weinerlicher Stimme: «Es ist eben ein Liebesbrief.» Mit schuldbetroffener Miene wartete er auf ein mildes Urteil. «Ist es Brauch in unserer vierten Klasse, daß gegenwärtig derartige Briefe geschrieben

werden?» wollte ich wissen, auch wenn ich mich nur zu gut in die Bubenseele hinein-denken konnte. – «Ich weiß es nicht», meinte er darauf, «aber ich habe es kürzlich bei einem Oberschüler gesehen.» Bereits gnädiger gestimmt, erkundigte ich mich beinahe teilnahmsvoll: «Wann willst du denn deinen Brief übergeben?» «In der Pause», kam es stockend vom gesenkten, zündroten Kopf zurück – danach wie eine Erlösung: «Aber jetzt brauche ich ihn nicht mehr!» Ich übergab ihm den Liebesbrief. Er zerriß ihn, beinahe erleichtert, und warf ihn in den Kehrrechteimer im Gang. «Gelt, es geht mich ja nichts an, wirst du denken, aber solche Briefe schreibst du nicht mehr während den Schulstunden. Übrigens hast du bei mir noch nie so schön geschrieben wie auf deinem Zettel!» – Wir kehrten zurück ins Schulzimmer, wo uns aus vollen Hälsen der Refrain entgegenhallte: «Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!» Niemand merkte, daß ich in diesem Augenblick von Reue gepackt war: «Wer weiß, vielleicht hast du etwas Schönes in diesem Buben zerbrochen!» – Doch nein, kaum ließ ich meine Schülerschar in die Pause springen, hörte ich, wie das umworbene Mädchen unseren Manchester-Knickerbocker-Jungen mit «Aff» titulierte.

Wachtkommandant heraus!

Gewiß war die Aktivdienstzeit 1939/45, die ich als Schuljunge miterlebt hatte, schuld daran, daß ich stets eine positive Einstellung zur schweizerischen Landesverteidigung hatte. Nein – kein Militärkopf! Ich habe meine militärische Karriere als grauhaariger Oberleutnant abgeschlossen. Schulpflegen in den fünfziger Jahren sahen es ungern, wenn Lehrer durch längere Militärdienstzeiten glänzten und Stellvertretungen eingesetzt werden mußten. So hatte ich gegenüber den vorgesetzten Behörden stets große Hemmungen, meine Beförderungsdienste zu absolvieren. Im obligaten Lebenslauf in der Unteroffiziersschule in Aarau schrieb ich, daß es mein «Lehrergewissen» eigentlich nicht zulasse, zu aspirieren; ich könne auch als Korporal einen Beitrag zur Landesverteidigung leisten. – Und das schlug ein! In der «Chruutwäihe» im Aarauer Schachen instruierte ich eben meine Gruppe am Minenwerfer, als der Pw von Divisionär Richard Frey, damals Waffenchef der Infanterie, vorfuhr. Begleitet wurde er von unserem Kompanie-Instruktor. Als ich meine Leute in Achtungstellung gemeldet und das Zeichen zum «Weiterüben» erhalten hatte, hörte ich, wie der Major bemerkte: «Er würde schon weitermachen», aber die Schulpflege sähe eine längere Schulabwesenheit nicht gerne.» Sonderbar, wie schulfreundlich sich militärische

Vorgesetzte mir gegenüber immer verhielten: Zweimal, einmal als Korporal und später als Leutnant, bekam ich einen Sonderurlaub zum Besuch des Examens in der Landschule. Beide Male chauffierte mich der Schulkommandant höchst persönlich im Mercedes von der Gehren zur altehrwürdigen Aarauer Kaserne. Unterwegs mußte ich über dieses und jenes aus der Schule Auskunft geben und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß auch mein «hoher Chauffeur» einmal Schulmeister gewesen war.

Es war ein kalter, unfreundlicher Tag im März, an welchem ich als Korporal mit meiner Gruppe Wachtdienst in der Kaserne zu leisten hatte. Düster war's auch im Wachtlokal mit den hölzernen Pritschen an der Wand, der Blick hinaus durch die trüben Fenster auf die Laurenzenvorstadt. Der Ablösungsplan war erstellt, die Mannschaft instruiert, der Schildwachtbefehl von allen auswendig gelernt, die Einzelgewehrgriffe ein letztes Mal von mir inspiziert. Jedermann wußte: Einmal läuten mit der Glocke im Schildwachhäuschen – Wachtkommandant heraus; zweimaliges Läuten – ganze Wachtmannschaft heraus! Im übrigen galt der Grundsatz: Selbständig handeln, die Glocke nur im Notfall bedienen! Sauber ausgerichtet standen unsere Helme nebeneinander auf dem Planckenbrett, jene alten Schweizer Armeehelme, deren Modell am Ende des Ersten Weltkrieges von Eduard Achilles Gessler,

einem Konservator am Landesmuseum in Zürich, entworfen worden war. Nach meinem Dafürhalten übertrafen sie an Formschönheit das neuzeitliche Modell aus den achtziger Jahren. Sicher ist der neue Helm praktischer und rutscht dem Helmträger nicht im entscheidenden Augenblick über die Augen, um ihn dadurch schießuntauglich zu machen. Unsere Karabiner standen im Gewehrrechen. Ich las, nachdem der Wachtbetrieb abgelaufen war, nochmals die Lebensläufe der Rekruten aus meiner Gruppe. «... Ich bin sicher, daß ich einmal den elterlichen Hof übernehmen kann, da ich einziger männlicher Sohn in der Familie bin, die Schwester ist nicht geeignet dazu...» So hatte der kleine Stalder geschrieben. Meine Aufgabe war es nicht, hier zu korrigieren; ich durfte mich einfach freuen an dieser Stilblüte.

Eigentlich wäre es an der Zeit gewesen, zwei Mann in die Küche zu kommandieren, um das Nachtessen zu fassen, da läutete es, nur einmal: Wachtkommandant heraus! In einem Sprung zum Helm – Modell Eduard Achilles Gessler – ein Griff nach dem Karabiner 926126! Rekrut Widmer, mein Stellvertreter, hatte bereits meinen Platz vor dem Wachtjournal eingenommen. In den genagelten Bergschuhen rannte ich durch den Gang – beinahe ein Zusammenprall mit dem Schulkommandanten, der eben den Haupteingang passierte. Der Wachtposten im Schilderhaus deutete gegen das Herzoghaus, zum

Wachtposten beim Hauptportal. In wenigen Sätzen war ich dort, währenddem es aus grauen Wolken wie aus Kübeln goß; auf dem klitschnassen Boden vor dem Gittertor der Widerschein der Straßenlaterne. Rothenbühler, der stämmigste Rekrut in meiner Gruppe, den Karabiner auf der linken Schulter, wies mit der freien Rechten auf zwei Mädchen in dunkeln Pelerinen, das eine von ihnen am Arm ein Körbchen tragend. War es die berühmte militärische Nachtblindheit oder war es Wirklichkeit: Leni und Susi, zwei meiner Drittklaßmädchen aus Rohr! Ohne Angst vor der Nummer 926126 und vor dem Helm kamen die beiden auf mich zu: «Grüß Gott, Herr Wey, wir hatten Langezeit nach Ihnen. Weil wir zu Hause gemetzget haben, dachten wir, wir könnten Ihnen etwas zum Nachfüttern bringen!» Ich gab mir alle Mühe, die militärisch ernste Miene zu glätten und einen sanfteren als den verpönten «Kasernenton» anzuschlagen: «Ihr armen Seelen, bei diesem Hudelwetter den weiten Weg vom Schachenhof hierher, das ist aber lieb von euch.» Damit nahm ich die köstliche Ware, eingewickelt in ein «Aargauer Tagblatt», entgegen. Ich tröstete die beiden Kinder, daß es nur noch wenige Wochen dauern werde bis zu meiner Entlassung. Aus meiner Kartentasche klaubte ich ein Päcklein Militärbisquits: «Seht, da habt ihr eine Stärkung mit auf den Heimweg. Paßt gut auf auf der Straße und laßt mir die Eltern mit einem herzli-

chen Dank grüßen!» – «Gut gemacht, Rekrut Rothenbühler, daß Sie nur einmal geläutet haben, sonst hätten wir den beiden Mädchen wohl einen schönen Schrecken eingejagt!» Und jetzt im Wachtlokal: Aus dem Tagblatt purzelten fünf Blutwürste, vier Leberwürste und sechs schon fertig gebratene Bratwürste! – Kinder, Kinder, wie schön von euch! Aber was wollte ich mit all dieser Schlaraffenherrlichkeit anfangen, wenn ich nicht zufällig auf Wache wäre? «Rekrut Meier, nehmen Sie die Sachen in die Küche! Befehl an den Küchenchef: Gut braten und wieder zurück ins Wachtlokal!» Mit einer halbstündigen Verspätung kam an jenem Märzabend die Wachtmannschaft in der Aarauer Kaserne zu ihrem Nachtessen, zu einem außergewöhnlichen: anstelle von Käseschnitten gab's eine echte Bauernmetzgete. Und der Duft verzog sich das Treppenhaus hinauf bis in die oberen Stockwerke. Rothenbühler, der ja den «Wurstalarm» ausgelöst hatte, verzehrte spät in der Nacht nach seiner letzten Ablösung ganz allein die letzte übriggebliebene Bratwurst.

Am Ende jener siebzehn Wochen, als ich mich von meiner Gruppe verabschiedete, auch vom «einzigen männlichen Sohn», scherzten alle: «Also, auf Wiedersehn, bis zum nächsten Wurstmahl!»

13 – eine Unglückszahl – ja oder nein?

Es war einige Wochen nach meiner schriftlichen Bewerbung um die in der Hauptstadt ausgeschriebene Lehrstelle an der Primarschule. In jener Adventszeit übte ich mit meiner vierten Klasse die für das Weihnachtssingen vorgesehenen Lieder ein. Die selbstgebastelten Ampeln, verziert mit Scherenschnitten, standen dichtgedrängt auf dem großen Tisch und verbreiteten jeden Morgen zur Einstimmung des neuen Schultages ein wohltuendes Licht im überdimensionierten Schulzimmer, das vor dem Bau der Turnhalle auch als Gemeindesaal und als Übungslokal der Musikgesellschaft gedient hatte. Ja, ich hatte diesen Raum in den vergangenen Jahren schätzen gelernt. In der Mitte wurde das Zimmer durch Säulen in zwei Hälften getrennt. Die Südseite war mit den damals noch üblichen Klappbänken für die Schüler bestückt, die Nordseite stand leer und konnte mit den an der Westwand angelehnten, zusammenlegbaren Gartenstühlen für alle möglichen freieren Unterrichtsformen eingerichtet werden. Nein, dieser altertümliche Gemeindesaal war nicht der Grund, weshalb ich mich nach einer neuen Lehrstelle umgesehen hatte! Zudem hatte ich die Hoffnung nach so langer Zeit des Schweigens auf mein Bewerbungsschreiben längst aufgegeben. Auf der freien Zimmerhälfte hatten sich eben die Mädchen und Knaben zu einem

Halbkreis mit Blick auf den Tisch mit den Adventslichtern aufgestellt.

Nachdem wir die ersten drei Lieder gesungen hatten, klopfte es zaghaft, aber doch recht deutlich an die Zimmertüre. Draußen im düstern Schulhausgang stand eine Gruppe von Frauen und Männern. Der Stadtmann von Aarau drückte mir die Hand und bat um Erlaubnis, ob mir Stadtrat und Schulpflege einen Schulbesuch machen dürften. Dienstbeflissen rannten vier Knaben zu den Gartenstühlen, klappeten diese auf und formierten sie zu einer Zuschauerkulisse. Niemand von den Schülerinnen und Schülern hatte eine Ahnung über den Grund dieses Auftrittes. – Eben wollte ich die Türe schließen, als nochmals jemand seinen Schuh in den Türrahmen stellte und sich entschuldigte, daß er nicht gleich mit den andern eingetreten war. Ja, ich kannte ihn, den Baumeister, der zwanzig Jahre früher die Bauleitung von Großvaters Haus im Zelgli innehatte! Er war der dreizehnte, der von dieser Aarauer Delegation die Schwelle überschritten hatte, was dem kraushaarigen Walti die erstaunten Worte entlockte: «Gottfriedstutz, so viele Männer und Frauen!»

Ich ließ mich in meinem Morgenprogramm nicht stören, nachdem ich die Damen und Herren über das bevorstehende Straßensingen in der Adventszeit orientiert hatte. Nach fünf weiteren zweistimmigen Liedern hieß ich die einundfünfzig



Mädchen und Buben ihre Plätze einzunehmen und bemerkte, daß sich der Vizestadtammann offensichtlich wohler fühlte in einer Schulbank als auf einem Gartenstuhl. Walti, allein in der hintersten Schulbank, räumte seine Siebensachen ganz auf seine Seite hinüber und freute sich sichtlich über den «großen Schüler» zu seiner Linken.

Nach einer guten halben Stunde, da wir uns über das heimatkundliche Thema «Schiffahrt einst und heute» unterhalten hatten, näherte sich mir einer der beiden Rektoren und flüsterte mir ins Ohr, ich

möchte für den Schluß der Stunde mit der Klasse noch rechnen. Ohne Buch – denn an jenem Morgen stand das Fach «Rechnen» nicht auf dem Lehrprogramm – gab ich die ersten Zahlen einer Kettenrechnung an die Kinder und wartete das Hochstrecken der Hände ab bis zur nächstfolgenden Rechenoperation. Walti war jedesmal der erste, der seinen gestreckten Zeigefinger emporschnellte und seinen großen Banknachbarn aus verschmitzten Äuglein anblinzelte, um damit die Aufmerksamkeit des stillen Beobachters ganz

auf sich zu lenken. Endlich, nach einem längeren «Zahlensegen», kam vom Pult her die erlösende Frage: «Gibt wieviel?» – Tiefes, erlösendes Aufatmen! Wäre es nicht ein kleines Unglück gewesen, wenn man den kleinen Streber übergangen hätte? Wie manche Enttäuschung hatte der Krauskopf im vergangenen Jahr einstecken müssen! «Also, Walti», forderte ich ihn auf. – «13!» platzte er heraus, so daß seine Locken bis in die äußersten Haarspitzen erzitterten. Mit einem erlösten Lächeln schaute er auf seine Kameradinnen und Kameraden, die ein ganz anderes Resultat erhalten hatten. Was spielte das schon für eine Rolle? Walti ließ sich nicht entmutigen und probierte es auch das nächste und übernächste Mal mit 13; wer weiß, einmal hatte man vielleicht Glück damit, immerhin wären ja auch gerade so viele Zuschauer anwesend. Die Damen und Herren von Stadtrat und Schulpflege hatten offenbar mit sichtbarem Eifer versucht, Schritt zu halten mit den kleinen, lebendigen Rechnungsmaschinen. Von einem «Computer-Virus» wußte man damals in den fünfziger Jahren noch nichts, sonst hätten die Zuschauer bestimmt auch Waltis Dreizehn verstanden.

Nachdem die Dreizehner-Delegation sich kurz vor der Pause verabschiedet und mir der Schulpflegepräsident auf diskrete Art zu verstehen gegeben hatte, daß ich in einigen Tagen Bescheid erhielte, entließ ich meine Mädchen und Buben zu einer

Verschnaudpause ins Freie. Den Krauskopf nahm ich zur Seite und stellte ihn zur Rede: «Walti, jetzt mußt du mir doch noch erklären, weshalb du bei den Kettenrechnungen stets auf die Zahl 13 gekommen bist!» Treuherzig schauten mich die strahlenden Bubenaugen an: «Ja, wissen Sie, der Herr neben mir hat mir jedesmal ins Ohr geflüstert: 13! Und dann habe ich es halt gesagt, auch wenn ich ein anderes Resultat erhalten habe. Er hat es ja auch nicht besser gewußt.»

Zum Schluß sei noch gesagt, daß ich wenige Tage danach die Einladung zu einer Probelektion nach Aarau erhielt und daß bald darauf meine Wahl erfolgte, obwohl ich mit bestem Wissen nicht mehr sagen könnte, ob bei jenem «Probelauf» auch dreizehn Zuschauer zugegen waren, die mein Schicksal bestimmten!

Kindersinfonie

Kurze Zeit nach dem Tod meines Großvaters entrümpelte meine Tante den Estrich im Haus am Wallerplatz. Es war während den Frühlingsferien vor meinem Eintritt in die Bezirksschule. Plötzlich stand die Tante mit einer schwarzen Kiste, einem kleinen Kindersarg nicht unähnlich, in der Stube. Ihre Augen unter dem umgebundenen Kopftuch hatten einen feuchten Schimmer, als sie mit dem Staublappen über den Deckel fuhr. Was kam zum Vorschein, als

sie das alte Schloß aufzwängte? – Eine Geige, eine Violine! Eine einzige Saite war noch locker gespannt über den schräg gestellten Steg. Durch die zwei kunstvoll geschwungenen Schalllöcher konnte man von einem auf dem Resonanzboden aufgeklebten Zettel die Worte entziffern: «Antonius Stradiuarius Cremonensis Faciebat Anno 17.» – Nein, eine echte Stradivari-Geige war es bestimmt nicht, wohl eher eine Fälschung! Von der Tante vernahm ich dann, daß der Großvater in jungen Jahren Violine gespielt hätte. Und bereits war ich gewählt: «Weißt du, der Bruder spielt Klavier, und jetzt könntest du doch in der Bezirksschule Violinunterricht nehmen!» Wenn meine Eltern und die Tanten in Aarau kaum jemals einen Erziehungsfehler gemacht hatten – damals schossen sie einen Bock mit jener «Stradivari»!

Liebe Leserinnen und Leser, nehmen Sie den Rat eines alt Schullehrers: «Lassen Sie um Himmels willen nie ein Kind Geigenstunden nehmen, wenn es so unmusikalisch ist, wie ich es war!» Vielleicht nur soviel für alle jene, die von Streichinstrumenten etwas verstehen: Während meiner Bezirksschulzeit und im Seminar Wettlingen kam ich nie über die «erste Lage» hinaus. Bei meinem Austritt aus der Bezirksschule Brugg, beim Eintritt ins Seminar und vor dessen Abschluß konnte ich Händels Largo aus der Oper «Xerxes», mein Bravourstück, etwa gleich gut oder schlecht kratzen.

Einige Male rutschte mir der «Kindersarg», eben der hölzerne Violinkasten, vom Velogeäckträger auf das harte Kopfsteinpflaster des alten Prophetenstädtchens Brugg. Seltsamerweise schadete dies dem Instrument nie viel, nur daß der Violinlehrer hin und wieder bemerkte: «Du mußt mir die Geige für drei Tage hier lassen zum Stimmen.» Während des Instrumentalunterrichts schickte mich der Lehrer ab und zu in die Apotheke, um ihm ein Fläschchen «Munggenöl» (Murmeltieröl) gegen seinen hartnäckigen Rheumatismus zu holen. Natürlich schadeten diese harten «Schicksalsschläge» meiner Stradivari auf die Brugger «Bsetzisteine» und die «Extrawürste» des rheumatischen Lehrers meiner Karriere als «Violinvirtuose» ganz beträchtlich.

Aber jetzt endlich zur Kindersinfonie, über welche sich die Musikwissenschaftler heute noch streiten mögen, ob sie tatsächlich von Joseph Haydn oder doch eher von Leopold Mozart komponiert worden sei: Am Ende meines ersten Schuljahres in Aarau legten mir zwei Fünftkläßmädchen die Partitur der Kindersinfonie aufs Pult und erklärten mit strahlenden Augen: «Herr Wey, diese möchten wir aufführen!» Ich hatte wohl während meiner über vierzigjährigen Lehrtätigkeit nie eine derartig musikalische Klasse wie damals. Nein, es war dies nicht mein Verdienst. Herr Robert Muster, mein Vorgänger, hatte eine eigene Begabung, die jungen musikalischen Ta-

lente zu fördern. Ursula, eines jener «geförderten» Mädchen, gab mir «überforderten» Lehrer zu bedeuten: «Wissen Sie, Monika und ich würden den vierhändigen Klavierpart übernehmen. Alfred und Maja könnten die erste und zweite Violinstimme spielen und Christa die Cellobegleitung. Wir haben uns gedacht, daß Sie mithelfen würden mit erster oder zweiter Violine.» Leider brauchte es keine dritte Stimme, das wäre mir willkommener gewesen! Nach einer Bedenkzeit von drei Tagen in der «ersten Lage» auf meiner Stradivari gab ich grünes Licht. Aus dem eigenen Sack berappte ich im Musikhaus Jauch die vorgeschriebenen Kinderinstrumente, die Wachtel, die Rätsche, das Trompetchen ... Der Kuckuck ließ sich auf einer Blockflöte spielen. Einer meiner Fünftkläßler, der bei den Kadettentambouren Rekrut war, übernahm seinen Part auf dem Übungsbrettchen. Ich ließ mich vom Eifer der jungen Musikanten in den Proben außerhalb der eigentlichen Schulstunden mitreißen. Bald merkte ich aber, daß es harmonischer klang, wenn ich meine Stradivari beiseite ließ und mich mehr auf den Einsatz der Kinderinstrumente konzentrierte. Auf den schnellsten letzten Satz der Kindersinfonie verzichteten wir nach einer demokratischen Abstimmung. Die Aufführung vor Eltern und «Schulfreunden» – zu den letzteren zählte auch Herr Muster – rückte näher. Neben Liedern aus unserem Repertoire und Gedichtvorträ-

gen, einem Zyklus durch die Jahreszeiten, stand auf dem Programm unser Bravourstück, eben die Kindersinfonie. Lampenfieber hatten wir alle, am meisten wohl Marcel, der auf der Blockflöte den Kuckuck imitierte, nur ein paarmal die beiden gleichen Töne. Zwei Takte vor seinem Einsatz an der Premiere legte Marcel sein Instrument auf den Deckel des «Bechstein-Flügels» und verschwand blitzartig durch die Türe des Singsaals. Ich gab mit der Hand das Zeichen zum Abbruch. Alle Blicke waren auf die Türe nach dem eben entschwundenen Solisten gerichtet. Dieses Ablenkungsmanöver benützte ich, um mit einem Wandtafelschwamm diskret eine kleine Pfütze an Marcells verwaistem Plätzchen aufzutrocknen. Es schien beinahe, als ob diese Einlage, die «Kunstpause», absichtlich in die Kindersinfonie eingeplant gewesen wäre. Als Marcel, zündrot im Gesicht, seine Blockflöte wieder zur Hand genommen hatte und am wieder «stubenreinen» Solistenplatz stand, begann die Kindersinfonie nochmals «da capo».

Es gab einen großen Applaus nach der Aufführung. Mein Vorgänger, Herr Muster, gratulierte mir und machte mir einen Antrag, den ich aber schlichtweg ablehnen mußte: «Auf Jahresende möchte ich die Leitung des KV-Männerchors abtreten. Und jetzt habe ich gedacht, du wärest ein würdiger Nachfolger!» – «Beim Stradivari!» ich glaubte, damals habe ich mit meiner Ablehnung des Angebots dem

KV-Männerchor einen großen Dienst erwiesen!

Wenn Wetzsteine zu Hechten werden

«Lieber möchte ich Steine klopfen als euch hüten», war ein geflügelter und oft gebrauchter Ausdruck meines einstigen Mittelstufenlehrers. Es waren drei harte Jahre für manchen von uns 57 Drittkläßlern bei einem Schulmeister der alten Schule, wovon wir heute bloß beim Anblick des bekannten Bildes «Dorfschule» von Albert Anker etwas erahnen können vom damaligen allzu «autoritären» Unterrichtsstil. Und doch hat uns der von vielen gefürchtete Lehrer während drei Jahren bis zum Scheideweg am Ende der 5. Klasse geführt. Es mag sein großer Fehler gewesen sein, daß er jeweils nach den Prüfungen in die höhere Schulstufe in Prozenten (mit zwei Stellen nach dem Komma!) ausrechnete, wie viele seiner Schüler die Bezirks- oder Sekundarschulprüfung bestanden hatten und wie viele für die Oberschule (heute Realschule) blieben. So galt er denn in den Augen der Behörden als ausgezeichnete Lehrkraft mit einem jeweiligen Anteil von 57,59 bis 70,01 Prozent Bezirksschülern am Ende der Mittelschulstufenzeit. – Steine klopfen: Bei dieser Arbeit, selbst in einem Jurakalksteinbruch bei brütender Hitze, ist der Erfolg sichtbar am immer größer werdenden Steinhaufen. Niemand würde aber

einem Lehrer bei der Begegnung eines Bundesrates in den Straßen von Bern den Satz abnehmen: «Den habe ich gemacht!» Jahre später, bei Klassenzusammenkünften oder einem zufälligen Zusammentreffen mit ehemaligen Schülern, erfährt man plötzlich aus aufgefrischten Schulepisoden, daß man als Lehrer den damaligen Kindern etwas hat mitgeben dürfen, wovon sie in gereiftem Alter noch zehren – und das sind zum Glück nicht jene berückichtigten Prozentzahlen unseres einstigen Lehrers!

Edgar Weilenmann, der große dunkelhaarige Bub mit den stahlblauen Augen, stand etwas versteckt inmitten der Schülerschar am Rand des Familienbassins im Aarauer Schwimmbad. Er war einer der wenigen in meiner Klasse, der das S, die Auszeichnung für die bestandene Schwimmprüfung, noch nicht an der Badehose trug. Dieser Buchstabe auf schwarzem Grund berechnete zum Zutritt ins bodenlose Sportbassin. In spielerischer Form begann ich die Schwimmstunde mit Wassergewöhnungsübungen. Im hüfthohen Wasser richtete ich es so ein, daß ich unmittelbar neben Edgar zu stehen kam, als wir, einander händereichend, einen Kreis bildeten und uns einmal im Uhrzeigersinn, dann im Gegenuhrzeigersinn bewegten. Auf ein vereinbartes Zeichen hatten sich alle auf den Boden zu setzen, was niemandem außer dem großen Buben Probleme bereitete. An meiner linken Hand verspürte ich

jedesmal ein Zögern und stellte fest, daß Edgar sich bloß niederkauerte und darauf bedacht war, daß seine schwarze Lockenpracht keinen Wasserspritzer abbekam. Nun war mir klar, weshalb sich der weißhäutige Knabe schon beim Antreten am Bassinrand hinter den sonngebräunten Rücken seiner Kameradinnen und Kameraden versteckt hatte. Beim «Teesieden», dem Untertauchen des Kopfes nach vorherigem tiefen Atemholen, sich mit beiden Händen am Mäuerchen haltend, wurde Edgars Wasserscheu offensichtlich. Während alle andern, in einer Reihe stehend, unter Wasser den Atem sprudelnd ausstießen, bemühte er sich beinahe entschuldigend um einen Hustenanfall. Während die andern erneut untertauchten, erlaubte ich dem Buben, mit der einen Hand die Nase zuzuhalten. Schon ein erster Erfolg, der meine Lehrerseele stärkte! Und als ich dann etwas ironisch bemerkte, mit der linken Hand die Nase zuzuhalten, sei wesentlich schwieriger, ging er auch darauf ein. Beim fünften oder sechsten Mal, als die andern erneut «Tee siedeten», hatte ich Edgar soweit, daß auch er «freihändig», sich bloß am Bassinrand haltend, untertauchte. Im Schwimmunterricht mit den Schülern hatte ich die Erfahrung gemacht, daß nach korrektem «Hechtschießen» der Schritt zum eigentlichen Brustschwimmen nur gering ist. Die Klasse stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand auf, streckte das Standbein vollständig durch und winkelte

das andere an, bereit zum Abstoß von der Mauer. Auf ein Zeichen wurde der Kopf zwischen die hochgestreckten Arme gepreßt, mit dem Sprungbein abgestoßen: Der Körper sollte ausgestreckt, ohne weitere Bewegung, auf der Wasseroberfläche dahingleiten. Für Edgar kam nun eine neue, scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit dazu, das Gefühl des freien Schwehens auf der Wasseroberfläche, ohne den Boden unter den Füßen zu spüren! Den andern erteilte ich eine besondere Aufgabe, die ich nach zwanzig Minuten kontrollieren würde. Dann nahm ich mich des Blauäugigen im Einzelunterricht an. In der Lehrerkabine waren damals einige wenige altertümliche Schwimmhilfen vorrätig: Korkringe und ein Seil mit breiter Leibbinde. Ich behändigte das Seil und Korkringe, schnallte die Binde um den schwächtigen Bubenkörper und band ihm gleich alle drei Korkringe um, so daß er einem Tatzelwurm nicht unähnlich aussehen haben mochte. An der tiefsten Stelle des Familienbassins hieß ich ihn sich hinzulegen, gleichzeitig die Hilfsleine straff spannend, so daß ihm kein Wasser in den Mund schwappte. Dann ließ ich ihn die zuvor eingeübten Arm- und Beinbewegungen ausführen. «Es sind doch etwas zu viele Gürtel, da komme ich nicht vorwärts», meinte Edgar, und ich befreite ihn von einem Gürtel, bald darauf vom zweiten. Und nun ging das leidlich mit nur einem Korkring, immer noch an der von

mir am Rand gehaltenen Leine, die ich von Zeit zu Zeit lockerte, ohne daß Edgar etwas davon merkte. Ich ließ dem tapferen Buben den Korkring aus bis zur nächsten Schwimmstunde und riet ihm, privat mit Vater oder Mutter weiterzuüben – aber nicht zu Hause in der Badewanne!

Nun bleibt bloß noch von meinem Erfolg als Schwimmlehrer zu berichten. Während des Einzelunterrichts in der Schwimmstunde, drei Tage später, legte ich Edgar nur den einen Korkring um, diesmal ohne Leibbinde und – o Wunder, das «Schiff» glitt, wenn auch noch unregelmäßig zappelnd, übers Wasser. «Nehmen wir mal einen Korkteil ab?» ermunterte ich den Buben. Auch so fühlte er sich sicher, selbst wenn es etwas mehr Arm- und Beinarbeit erforderte. Es wurde weiter reduziert, bis letztlich nur noch eine einzige Korkplatte an der Schnur hing. Ich hatte es eigentlich erwartet, als Edgar nun fragte: «Darf ich einmal nur mit der Schnur um den Bauch probieren?» Also weg mit dem letzten Klotz! Oha, Wasserschlucken! Nochmals den weichen Kork daran – dann wieder weg! Die weiße Leinenschnur über Edgars Badehose war bloß noch symbolisch gedacht, gewissermaßen als «Seelenwärmer». Es brauchte einiges, dem erstaunten Schwimmer physikalisch zu erklären, daß die bloße Schnur eigentlich wertlos sei.

Am Ende der Badesaison meldete sich Edgar zur Prüfung für die beliebte S-Aus-

zeichnung: Im Sportbassin dreimal die Länge 50 m und ein Sprung vom Einmeterbrett. Ich ließ den Prüfling beim Sprung die Nase zuhalten. Darauf fragte er mich, ob er's nochmals «nasenfrei» machen dürfe. Vielleicht war ich stolzer auf Edgars Leistung als dieser selbst, als ich ihm über die platschnassen Haare strich und ihm die Auszeichnung für die Badehose überreichte. – Kein Steinhäufen – keine Prozente auf zwei Stellen nach dem Komma, aber die Genugtuung, einem Nichtschwimmer die Scheu vor dem Wasser genommen zu haben!

Die Sache mit den reduzierten Korken bis zur bloßen Schnur ist mir später zum Symbol geworden für den gesamten Schulunterricht: Unterstützen – loslassen – wieder helfen, wenn's nötig ist!

Eine Aarauer Straße mit neuem Namen

Ein Jahr nach meiner Wahl als Primarlehrer an die Gemeindeschule Aarau wurde unter dem Patronat des damaligen Stadtrates ein Büchlein mit dem Titel «Aarauer Straßennamen» herausgegeben. Paul Erismann, der Lokalhistoriker, stellte in diesem Werklein auf etwas über siebzig Seiten in leichtverständlicher Art der Leserschaft die Aarauer Straßennamen vor. Der Aarauer Künstler Felix Hoffmann hatte es mit Zeichnungen illustriert. Beim Durchblät-

tern des Büchleins fällt einem auf, daß ein großer Teil der Straßen Namen berühmter Aarauer-, Aargauer- oder Schweizerbürger trägt: Rothpletzstraße – Johann-Rudolf-Meyer-Weg – Pestalozzistraße – Dufourstraße ... Nicht enthalten sind darin Namen von Straßen, die erst später gebaut wurden, unter anderem der Kurt-Kim-Weg, der Alexander-Krannhals-Weg, der Werner-Wehrli-Weg ...

Eine Straße, die ihren Namen nur für zwei oder drei Tage innehatte, soll hier auch noch erwähnt werden. An einem Maienzug traf ich im Telliring ganz zufällig den Schöpfer des neuen Straßennamens – ihn, der vor mehr als zwanzig Jahren die Weltistraße ohne rechtliche Grundlagen umbenennen wollte. Hanspeter steuerte mit dem altbekannten hämischen Lächeln auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen. «Immer noch Lehrer im Gönhardschulhaus? Immer noch im selben Schulzimmer? Sie haben sich nicht sehr verändert in all diesen Jahren!» begrüßte er mich. «Mag sein», gab ich zur Antwort und tat einen Blick auf die Granate an meinem linken Revers, die beim Umzug durch die Straßen schon ordentlich gelitten hatte. «Der schwarze Anzug, den ich nur am Maienzug und hin und wieder an einer Beerdigung trage, ist noch derselbe wie damals, als du auch mit meiner Klasse im Umzug dabei warst.» Ich erfuhr von Hanspeter, daß er seit einem Jahr über dem «großen Teich» auf einer Farm arbeite. «Für

Tiere hattest du stets eine große Schwäche. Weißt du noch, wie du seinerzeit einen Aufklärungsvortrag im Schulzimmer hieltest, als alle glaubten, es handle sich um siamesische Maikäferzwillinge, als Köbi ein Maikäfer-Hochzeitspärrchen mitgebracht hatte? Du hast das den andern meisterhaft erklärt.» – So ergab sich im Telliring das eine und das andere. Wir beide, der Texas-Farmer und sein ehemaliger Lehrer, lachten dabei einen «Schübelvoll», erst recht, als ich jene Sache mit dem Straßennamen aufwärmte:

Der Zufall wollte es, daß ich zu jener Zeit, als Hanspeter zu mir in die dritte Klasse ging, Rektor im Gönhardschulhaus war. Und der Kuckuck wollte es, daß gleich zu Beginn eines neuen Schuljahres, als die Veloständer neu auf die Schülerinnen und Schüler aufgeteilt worden waren, fast täglich Klagen bei mir eintrafen: «Mir hat jemand am Velo «gelüftet». – Mir hat jemand ein Velobirnchen geklaut. – Jemand hat mir den Glockendeckel abgeschraubt.» Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als von Zeit zu Zeit einen Buben aus meiner Klasse in den Velokeller zu einer unauffälligen Kontrolle zu beordern. Seltsamerweise ereignete sich nie etwas Ungerades, wenn die Knaben in unserem Schulzimmer saßen! Also die Mädchen als Polizistinnen auf Runde schicken, wenn die Knaben schulfrei hatten! Schön war das ja nicht, ich wußte es wohl, eine Erziehung zur Denunziation. Aber was wollte ich,

wenn mit der Zeit auch die Eltern des Geschädigten reklamierten und damit letztlich den guten Ruf unseres Schulhauses in Frage stellten! – Und dann lief Hanspeter eines Morgens einem besonders gefitzten Mädchen in die Hände, als er eben im Begriff war, zwei Birnchen aus den Velolampen zu schrauben! Die Mutter des kleinen Sünders litt wohl mehr als dieser selber. Am nächsten Morgen stand sie mit dem Buben vor der Schulzimmertüre, Hanspeter mit einer Schuhschachtel in den Händen, Inhalt: 13 Velobirnchen, 2 Velopumpen und 4 Glockendeckel! Wie ich Hanspeter bestraft hatte, wüßte ich mit dem besten Willen nicht mehr. Auf alle Fälle mußte er die «Souvenirs» zurückgeben und sich bei den rechtmäßigen Besitzern entschuldigen. Ob dieses Urteil dem Drittkläßler dermaßen an die Ehre ging? Auf meinem Heimweg über die Weltistraße bekam ich viermal, mit Kreide geschrieben, auf dem Trottoir und an Gartenzäunen zu lesen: «Weyaffstraße», Am folgenden Tag war ein Gedränge am Pult vorn: «Haben Sie es schon gelesen, das mit dem neuen Straßennamen?» Niemand von den Mädchen und Knaben getraute sich offenbar, den neuen Tiernamen «Weyaff», der meines Wissens in «Brehms Tierleben» nicht existiert, in den Mund zu nehmen. «Und», machte ich erstaunt, «Emil Welti war als Bundesrat berühmter als euer Lehrer, und ihr mißgönnt es mir, daß eine Aarauer Straße auf meinen Namen umbe-

nannt wurde.» Zum Glück konnte niemand von der Klasse aus den Kreideschriftzügen Hanspeters Handschrift ausfindig machen. Im stillen lachte ich vor mich hin beim Gedanken, es könnte mich jemand nach dem Quartierladen von Eisenrings fragen und ich gäbe zur Auskunft: «Nichts leichter als das: zuerst der Weyaffstraße entlang bis zur Kreuzung, dort links abbiegen in die Gotthelfstraße bis zum Herzogplatz.» Ja, man stelle sich vor, als Schulmeister eine Persönlichkeit mit einer eigenen Straße! Aber nur von kurzer Dauer: Zwei Tage später, als ich abends den Heimweg von der Schule bei anbrechender Dämmerung antrat, begegnete ich Hanspeter. Am Boden neben einem Waschbecken kauern, fuhr er mit einem nassen Badeschwamm über die neuen Straßennamen. «Die Mutter hat gesagt, ich müsse alles ausputzen», erklärte er mir, als ich an ihm vorbeiging.

Der Autor Felix Wey ist pensionierter Lehrer, wohnt in Aarau und kramt in seinem Beitrag in den Erinnerungen an seine «Schulmeisterzeit in Aarau» in den Jahren 1956 bis 1992.